

Paul Zacharia

Der Zugüberfall

Rajan entschied sich schließlich, einen Zug zu überfallen. Er hatte oft auf Fotos in Zeitungen gesehen, wie junge Revolutionäre Züge stoppten und politische Schlachtrufe brüllten, während vornehme Passagiere, deren Reise unterbrochen wurde, ungeduldig auf den Bahngleisen hin- und herliefen. Allen diesen vornehmen Passagieren sagte Rajan: »Verzeihen Sie mir, wenn ich den Zug aufhalte. Betrachten Sie mich nur als eine Fallstudie oder als ein Versuchskaninchen, das eben aus dem Labor entkommen ist. Bedenken Sie, dass sowohl die Revolution als auch der Fortschritt an mir vorbeigegangen sind. Ich war nicht klug genug, daraus Kapital zu schlagen. Ich werde Sie nicht mit Schlachtrufen belästigen. Ich will Ihnen nur etwas Geld abnehmen, um damit meiner hungernden Familie und mir Essen zu kaufen. Verzeihen Sie mir die Unannehmlichkeiten, die ich Ihnen dadurch verursache.«

Den Revolutionären sagte er: »Entschuldigen Sie, dass ich den Zug aufhalte, ohne politische Schlachtrufe zu brüllen. Und dass ich das Geld nur für mich nehme. Ich weiß, dass die Hoffnungen und Wünsche meiner hungernden Familie eigentlich bedeutungslos sind, verglichen mit den zukunftsweisenden Visionen, die die Revolutionsschlachtrufe enthalten. Unsere erschöpften Stimmen haben nicht einmal die Kraft zu schreien. Verzeihen Sie diese stumme Revolution der Schwachen.«

Als er aufstand, gedrückt und voller Trauer, hörte Rajan in sich das Echo eines alten Gedichts. Es kam wie ein Donnerschlag aus der Vergangenheit:

Kümmert es jemand, ob ein Armer stirbt oder geboren wird? Verzeiht mir diese dummen Worte, ihr gescheiten Leute!

Rajan stellte sich den Überfall so vor: Der Zug wird auf dem Bahndamm neben den Seerosenfeldern abrupt anhalten, wenn er meine erhobenen Hände sieht. Dabei werden seine kreischenden Räder Funken sprühen. Die Reisenden werden aufgeschreckt. Und ich selbst werde von den Wellen seines mächtigen Herzschlags umhüllt. Appu hält dann das gefährliche Paket mit der vorgetäuschten Bombe hoch und schreit: »Dies ist eine Bombe!«

Rajan fragte sich, ob Appus erschöpfte, von Hunger geschwächte kleine Stimme in der Lage sein werde, sich gegen das mächtige Dröhnen der Lokomotive durchzusetzen. Er entschied sich, dem Fahrer zu sagen: »Wir wollen diese Bombe nicht wirklich zünden. Aber wenn Sie weiterfahren, wird der Junge sie werfen. Er ist unschuldig, aber er hat Hunger! Bitte, verzeihen Sie uns.«

Während unter den fliegenden Wolken die Seerosen lächelnd Ein- und Auftauchen spielen, würde Rajan wie ein Kater in den Zug krabbeln und in seiner neuen Rolle als Räuber einen Spaziergang durch den Gang machen. Mit seinem verrosteten Taschenmesser in der ausgestreckten Hand würde er sich durch das lautlose Geflüster und die erschreckten Blicke der Fahrgäste einen Weg bahnen. Er würde ihnen dann sagen: »Liebe Freunde, gute Leute, ich bin nur Rajan. Dieses verrostete Taschenmesser ist nur die scharfe Spitze meines Hungers. Lassen

Sie sich davon nicht erschrecken. Weder ich noch dieses Kind wollen Ihnen Schaden zufügen.«

Er würde nur die Reichen ausrauben. Aber könnte es nicht sein, dass sich auch reiche Revolutionäre unter den Reisenden befinden? Er würde sie auch ausrauben, weil es den Hungernden gleich ist, ob das Geld einem Revolutionär oder einem Kapitalisten gehört. Er würde ihnen allen sagen: »Verzeihen Sie mir, dass ich Ihre Reise auf diese Weise unterbreche. Ich komme ohne jede böse Absicht. Sie haben Geld und ich habe nichts. Mein kleiner Sohn ist hungrig. Auch wenn er lacht, weint er in Wirklichkeit. Ich bin kein Raubmörder, nur ein hungriger Mensch. Mögen Ihre Kinder nie vor Hunger weinen. Möge ihnen nur Gutes geschehen.«

Und er würde den Armen sagen: »Mein Sohn und seine Mutter haben Hunger. Dies ist der einzige Ausweg für mich. Seht, hier ist das Geld, das ich den reichen Passagieren weggenommen habe. Nehmt etwas davon. Ich bin wirklich kein Dieb. Ich habe nur Hunger, das ist alles! Mein kleiner Sohn macht nur deshalb mit, weil er seinen Hunger vergessen will.

Mögen Ihre Kinder nie sein Schicksal erleiden. Möge der Baum der Zufriedenheit seinen zauberhaften Schatten auf ihre Kindheit werfen und sie mit einem Überfluss an Früchten und Blumen beglücken!«

Dann wurde Rajan von Zweifel ergriffen: Was ist, wenn mein Messer und mein drohender Blick die mitreisenden Kinder in Schrecken versetzten? Die Vorstellung von erschreckten Kindern mit Tränen in den Augen war ihm unerträglich. Und er hasste den Gedanken, vor diesen Kindern die Geschichte seines Hungers zu erzählen. Wenn es ihm nur gelänge, so hoffte er, seinen Auftritt und seinen Abgang als Episode aus einem Märchen erscheinen zu lassen! Vielleicht könnte er mit Grimassen die Kinder zum Lachen bringen. Aber das alles passt leider nicht zu einem Räuber. So entschied er sich, Sträuße von Manimaruthu-Blumen für die Kinder zu pflücken und Spielzeug aus Palmwedeln und Kokosnussknospen zu basteln.

Nach langer Suche war es Appu gelungen, irgendwo eine Papayafrucht zu finden. Rajan packte sie sorgfältig in Zeitungspapier ein, so dass sie wie eine Bombe aussah. Lieber hätte er aus der Papaya Gemüse-Curry gemacht oder sie reif werden lassen. Er dachte aber über eine solche Möglichkeit nicht weiter nach. Appu sagte, als ob er Rajans Gedanken lesen könnte: »Ich werde morgen eine andere finden, die können wir reif werden lassen und essen.«

Rajan schwieg.

Appu hielt das Papaya-Paket in der Hand und rief mit einem blassen Lächeln: »Dies ist eine Bombe. Wenn der Zug weiterfährt, werfe ich sie.«

»Bitte nicht lächeln«, sagte Rajan. »Du mußt unbarmherzig aussehen, wenn du drohst, eine Bombe zu werfen.«

Appu versuchte vergebens, seinem müden Lächeln einen Ausdruck der Grausamkeit zu geben.

Nun fing Rajan an, sich Gedanken darüber zu machen, wie man den Zug aufhalten könnte. Er hatte weder die Kraft noch das Wissen, Bahngleise aufzureißen. Nur gutorganisierte Revolutionsbrigaden könnten so etwas tun. Andererseits wollte er auch nicht, dass Menschen wegen einer Entgleisung umkämen oder sich verletzten. Er wollte nicht einmal Steine auf das Bahngleis legen. Um seinen Hunger zu beseitigen, wollte er nicht, dass jemand leidet oder stirbt.

So beschloss Rajan, sich mit einem roten Tuch auf das Bahngleis zu stellen und es zu schwenken und zu schreien, wenn der Zug kam, wie er das in Spielfilmen gesehen hatte.

Er kannte eine Gleisstrecke, auf der ihn der Zugführer schon von fern sehen konnte. Ausgedehnte Reisfelder lagen auf beiden Seiten. Nach der Ernte waren diese Felder mit Seerosen bedeckt. Als er noch ein Kind war, trieb Rajan während der Überschwemmungszeit gern auf einem Floß aus Bananenstauden über das Wasser. Mit ihm segelten wie auf Noahs Arche Spinnen, Eidechsen und andere winzige Geschöpfe mit, die sich an Bord des Floßes gerettet hatten. Oben schaute die Sonne durch den Regen, mal blaß, mal glühend. Der Blitz zog wurzelartige Muster quer durch den Himmel. Mit dem Sommer kehrten dann die Seerosen zurück.

In einem solchen Sommer waren viele Lastwagen mit Erde gekommen, die sie entlang der Segelroute von Rajans Floß und über die schwimmenden Seerosen zu einem Damm aufschütteten. Bald wurde daraus ein Bahndamm mit Bahngleisen, die aussahen, als sei eine riesengroße Leiter vom Himmel gefallen.

Und eines Tages war ein Zug, geschmückt mit Girlanden, Papierschlangen und Bananenstauden - als sei ein Riese als Clown verkleidet -, knatternd über die Gleise gekommen. Obwohl sein eiserner Pfad die Welt von Rajans Floß zerstörte, liebte Rajan den Zug. Dessen brennendes Herz, sein Keuchen und das tanzende Pochen seiner Dampfkolben gefielen ihm sehr. Und er liebte auch die Reisenden, die vor seinen staunenden Augen vorbeiflitzten. Während der Zug unter den nächtlichen Wolken klappernd und pfeifend vorbeizog, wie eine Raupe, die durch einen Lichttunnel kriecht, flog Rajan aufwachend in seiner Phantasie mit dem Zug in Länder voll von Milch und Honig.

Erst nachdem Tausende von Zügen an ihm vorbeigefahren waren und Tausende von Revolutionären und Wirtschaftsplanern das Ziel ihrer Wünsche erreicht hatten, kapierte Rajan endlich, dass er bislang nur ein stummer Zeuge dieses Fortschritts gewesen war, nichts mehr! Er wusste jetzt, dass sein Floß aus Bananenstauden mit seiner Barmherzigkeitsfracht irgendwo auf dem ausgetrockneten Ufer seiner Kindheit zerbröckelt war. Hunger blieb sein einziges Erbe.

Deshalb hatte Rajan sich entschieden, den Zug irgendwo auf der alten, vergessenen Route seines Floßes gefangen zu nehmen. Er sagte dem Zug: Du schimmernde Raupe, die brummend durch meine Nächte rast, ich werde dich aufhalten und damit das Problem meines Hungers lösen. Während du als mein Gefangener unter den Seerosen stehst, werde ich deine, mit den Schatten meiner alten Träume gefüllten Korridore entlanggehen und eine Lösung für den Hunger meiner Familie finden. Du wirst gewiss vor Freude tuten, wenn ich das tue. Und du wirst die Kindheit meines Sohnes, die noch nicht vorüber ist, segnen.

Appu stand die ganze Zeit wie betäubt mit dem Papaya-Paket da und beobachtete, wie seinem Vater eine Träne die Wange herunterlief.

Rajan und Appu brachen morgens mit dem Papaya-Paket auf, mit einem verrosteten Taschenmesser, mit einigen in ein Tuch eingewickelten Manimaruthu-Blumen und dem Spielzeug, das sie gebastelt hatten. Seiner Frau Lakshmi sagte Rajan nichts. Er wollte sich nicht die Freude nehmen, zu beobachten, wie sie vor Staunen den Atem anhielt, wenn er die Beute nach Hause brachte.

»Laufen wir schnell«, sagte Rajan zu Appu, »damit wir rechtzeitig da sind, wenn der Elf-Uhr-Zug das Reisfeld durchquert.«

Es fehlte ihnen immer noch ein wichtiger Gegenstand — das rote Tuch. Rajan wollte eine von den Fahnen mitnehmen, die nach der letzten Wahl im Parteibüro auf einen Haufen gelegt worden waren. Als er das Parteibüro erreichte, war gerade eine Ausschusssitzung im Gange. Deshalb ließ er Appu draußen stehen. Er ging zwischen den im Hof parkenden Autos hindurch, kletterte auf die Veranda und ergriff eine Fahne. Er hörte das träge Murmeln der Ausschussmitglieder. Als er eine Fahne unter den Arm steckte und das Gebäude verlassen wollte, schrie jemand von drinnen: »Wer nimmt da die Fahne mit?«

Rajans Herz schlug bis zu den Ohren.

»Ich bin es«, sagte Rajan mit ausgerollter Fahne. »Ich will sie in meinem Haus aufhängen.«

»Gib sie zurück!«

»Sie liegen da nur nutzlos herum, nicht wahr, Genosse? Ich habe bloß eine genommen.«

»Denkst du, die Fahnen seien Allgemeinbesitz? Sie gehören der Partei, und du kannst sie nicht einfach mitnehmen. Gib sie zurück!«

Rajan wollte weinen und schreien. Er wollte sagen, dass er die Fahne brauchte, um den Zug aufzuhalten. Sie mussten ihm die Fahne geben, weil er hungrig war.

Er sagte dann apathisch: »Ich werde sie doch zurückbringen, Genosse.«

»So weit kommt das noch! Wir haben viel Geld sammeln müssen, um diese Fahnen machen zu lassen. Gib sie zurück und verschwende nicht meine Zeit! Welche Disziplinlosigkeit! Eigenartige Vorstellung, dass man von hier einfach alles mitnehmen kann!«

Ein oder zwei Ausschussmitglieder kamen gähmend heraus, um festzustellen, was los war. Mechanisch legte Rajan die Fahne zurück und ging schnell durch das Tor hinaus. Er sah, wie Appu seine Hände glücklich über die glatte, glänzende Karosserie eines Autos gleiten ließ.

Rajan packte seine Hand und sagte: »Lauf! Wir haben jetzt keine Zeit mehr, die Bahngleise im Reisfeld zu erreichen. Der Zug wird vorbeifahren, bevor wir dort ankommen können. Komm, wir gehen zur Biegung am Fluss.«

Sie liefen und liefen, kamen ganz außer Atem, nahmen Abkürzungen, sprangen über Deiche, zwängten sich durch Stacheldrahtzäune und kamen endlich zu einem Sumpf voller

Unkraut und Gras. Ihre eilenden Füße zertrümmerten die glitzernde Sonne in dem seichten Gewässer zwischen den Grasbüscheln. Im Sumpfwasser, auf dem das dicke Sekret der Unterwasserwurzeln wie ein rotes Häutchen schwamm, flickte die Sonne die zerstückelten Teile ihres Lichtes wieder zusammen.

Sie rasten die Steigung hinauf und durch die dichten gelben Kolambi-Blumen zum Bahngleis. Ermüdet setzte sich Appu auf die Böschung zwischen die Blumen. Sein blasses, in Schweiß gebadetes Gesicht war voller Neugier. Das Paket mit der Papaya hielt er lächelnd fest. Rajan prüfte, ob das Taschenmesser in seinem Hosenbund steckte, und stellte sich dann, samt den Blumen und dem Spielzeug, in die Mitte der Gleise. Die Schienen verschwanden, in der Sonne leuchtend, in einer Kurve.

»Wir haben keine Fahne, Vater«, sagte Appu von der Böschung her.

»Nein, leider nicht. Ich werde einfach mit meiner Hand winken«, sagte Rajan, seinen Blick auf die Kurve gerichtet.

»Was wirst du tun, wenn mich der Zug überfährt?«

»Ich werde weinen und weglaufen«, sagte Appu lachend.

Rajan sagte zu sich: Mein Sohn, den Gedanken, dass du weinst, kann ich nicht ertragen!

Eine kalte Brise streichelte ihn, als er, seine Augen auf die Biegung der Gleise heftend, wartete.

Er sagte zu Appu: »Horche auf das Geräusch des Zuges!«

Appu sagte: »Soll ich meine Ohren auf die Schienen legen und horchen, Vater? Man kann die Schienen summen hören, auch wenn der Zug noch weit weg ist.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe einmal meinen Kopf auf die Schienen gelegt und gehorcht«, gestand Appu mit leiser Stimme.

»Du würdest solche Sachen nicht machen, wenn ich dir gelegentlich eine Tracht Prügel verpassen würde«, sagte Rajan.

Just in diesem Augenblick kam der Zug brausend um die Kurve. Rajan stand auf den bebenenden Schwellen und winkte wild mit den Händen. Die Schienen und die Erde darunter zitterten wie von einem Erdbeben. Rajan stellte überrascht fest, wie ausdruckslos der Zug aussah. Er hörte Appu von unten schreien: »Wir haben den Zug nicht kommen gehört!« Aufgeregt schwenkte Rajan seine Arme weiter hin und her. »Halt. Halt! Um meinetwillen ..., Appu zuliebe. In Erinnerung an die Liebe, die ich für dich einmal hatte. Sei für einige Augenblicke der Gefangene meines Sohnes und hilf uns, unseren Hunger zu stillen!«

Der ausgestoßene Dampf und das Dröhnen des Zuges trafen Rajan wie einen Schlag.

»Vater, der Zug wird dich überfahren«, schrie Appu auf.

Rajan sah das Gesicht seines Sohnes unter den Kolambi- Blumen auf der Böschung, gefüllt mit Hoffnung, Angst und Staunen. »Mein Sohn«, rief er und sprang in die Blumen, rollte die Böschung hinunter und landete im Sumpfgewässer. Wieder zertrümmerte der Aufprall die Sonne im Wasser. Er lag im Sumpf, mit geschlossenen Augen wegen der blendenden Sonne, wie ein blasses Laborkaninchen, rotgefärbt von dem Wurzelsekret. Er hörte den Zug pfeifen und mit einem rhythmischen Stampfen wegstürmen, genau wie damals, als Rajan ein Kind war. Als er spürte, wie ein Schatten auf ihn fiel, öffnete er seine Augen. Appu hockte lächelnd neben ihm. Rajan zog ihn zu sich und sagte: »Der Zug hat mir ein Geheimnis verraten.«

„Welches Geheimnis, Vater“

»Das verrate ich dir, wenn du groß bist.«

Rajan hielt seinen Sohn am Arm fest und schritt vorwärts; die farbig schillernde Haut des Sumpfwassers tropfte an seinem Körper hinunter. Sie überquerten den Sumpf und kamen zum Fluß. Rajan sprang ins Wasser und wusch sich die Sumpffarben ab. Dann setzte er sich ins

Gras und öffnete das Paket, das Appu in der Hand hielt. Die Papaya war in den zwei Tagen reif geworden. Appu schaute sie sehnsüchtig an.

Rajan nahm sein verrostetes Messer und wetzte es an einem Stein, bis die Klinge im Sonnenlicht glänzte. Dann schnitt er die Papaya in drei Teile.

»Appu«, sagte er, »die Waffe unserer gescheiterten Revolution wird nun unser Mittagessen sein.«

Appu lächelte, während das Wasser ihm im Mund zusammenlief.

»Sieh her! Dieser Teil ist für dich, dieser für deine Mutter und dieser für mich. Und was ist mit diesen Blumen und Spielsachen? Die sind nicht mehr Werkzeuge einer Revolution. Sie sind nun wieder Blumen und Spielzeuge wie zuvor.«

»Mein Revolutionsgenosse und Zugräuber!« sagte Rajan leise, »möge der Segen, den der Zug mir als Geheimnis zugeflüstert hat, auf immer dich begleiten. Mögen deine Kinder nie Hunger leiden.«

Als Rajan den Teil der Papaya, welcher Lakshmi zugedacht war, einpackte und sich mit Appu an der Hand auf den Heimweg machte, hörte er das Rumpeln und Pfeifen des nächsten Zuges, der gerade das Seerosenfeld durchquerte.

(Zuerst erschienen in „Indien“, ein Reisebegleiter, Hrsg. von Martin Kämpchen, Insel Verlag, 2004, dann abgedruckt in „Zwischen den Welten, Geschichten aus dem modernen Indien“, Cornelia Zetsche, Insel, 2006. Übersetzung aus dem Malayalam von Jose Punnamparambil)